

Oben die Popper, unten die Blueser

Ein Jugendforscher über stillen Widerstand in der DDR und Diskotheken in der Provinz

Herr Mey, Sie beschäftigen sich mit Jugendkulturen und in einem Ihrer Projekte mit der DDR-Jugend. Ausgerechnet Stendal in Sachsen-Anhalt haben Sie dafür gewählt. Ist das nicht ein bisschen weitab vom Schuss?

Nein, überhaupt nicht. Wir wissen einerseits generell wenig über die Jugendkultur in Kleinstädten oder ländlichen Regionen, auch heute. Andererseits wurde lange Zeit wenig über die Jugendkulturen der DDR geforscht – und wenn, dann zumeist mit westdeutschem Blick. Unser Stendal-Projekt verbindet beides. Stendal lag nahe, weil ich dort an der Hochschule arbeite. Es hätte aber auch ein anderer Ort sein können. Hauptsache Provinz, sozusagen.

Was ist so interessant an der Provinz?

Jugendkultur, ob nun in der Musik, der Kleidung oder der Art, sich zu geben, ist nicht per se eine Sache der Großstadt. Man könnte sogar sagen: ohne Provinz keine Jugendkultur in den Metropolen. Das galt für die DDR genauso, wie es immer noch für den Westen gilt. In der Kleinstadt oder auf dem Dorf stehen die jungen Leute vor besonderen Herausforderungen, schon weil sie nicht genug Platz haben, damit sich jede Szene von der anderen absondern kann, der Blueser

vom Punk, der Breakdancer vom Heavy-Metal-Fan. Eine Interviewpartnerin erzählte uns vom Stendaler „Waldfrieden“, da gab es in der DDR-Zeit zwei Säle. Oben trafen sich die schicken Popper, unten die Langhaarigen der Blues-Szene.

War die DDR-Jugendkultur nicht einfach nur der Versuch, das Lebensgefühl der jungen Leute im Westen zu kopieren?

Auch, aber doch sehr kreativ! Einer unserer Gesprächspartner hat uns erzählt, wie er in den fünfziger Jahren aus dem Reichsbahnausbesserungswerk Metallstäbe „besorgt“ hat, um dann aus einem eingefärbten Betttuch einen Petticoat für seine Freundin zu basteln.

Und dann gab es die rigiden Vorgaben. Beim Tanzabend musste mehr Ost-Musik gespielt werden als Titel aus dem Westen.

60:40 lautete die Vorgabe. Aber sie wurde unterlaufen. In Stendal etwa gab es die Band „Olympia“. Wenn sie vorab ihre Musik-Liste vorlegen mussten, wurden die englischen Titel kurzerhand übersetzt, dann fiel gar nicht auf, was die Band wirklich spielte.

Hatte die offizielle Jugendpolitik überhaupt so etwas wie einen positiven Einfluss?

Das Lebensgefühl pendelte zwischen der offiziellen Kultur und der Nischenkultur. Die jungen Leute wollten halt ihre Jugend erleben, das war keineswegs von vornherein politisch. Nehmen wir die Punks, die sich angesichts von Umweltkatastrophen und Hochrüstung im Kalten Krieg als No-Future-Generation kreierte und deren Musik den Untergang zelebriert. Im Osten genau wie im Westen. Nur: Im Westen wurde es ein neuer Markt, im Osten witterte die SED Staatsfeinde.

Warum ist ausgerechnet der Blues der Klang des stillen Widerstandes?

Der Blues im Westen war Nische, in der DDR aber füllten die Bluesmusiker nicht nur Säle, sondern auch Kirchen, weil die Kirche dieser Szene einen Zufluchtsort bot. Es kam auch gar nicht auf die Musik an. Ich muss da meinen Kollegen Michael Rauhut zitieren. Er schreibt in unserem Stendal-Buch, dass am Ende all die Jugendlichen Blueser genannt wurden, die sich nicht anpassen wollten. Blues – das war die Sehnsucht nach Freiheit und Individualität, freier Sexualität und enthemmtem Genuss.

Die Fragen stellte Frank Pergande.

Das von Günter Mey herausgegebene Buch „Jugendkultur in Stendal: 1950–1990“ ist im Hirnkost-Verlag erschienen.